Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 4 (1916)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IV. JAHRGANG № 8 BERN, 20. August 1916

Zentralblatt

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint je am 20. jeden Monats.

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 1.—; Nichtmitglieder; Fr. 2.—, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag
Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 20 Cts.
Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.
Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.
Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Bern
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Ueber Frauenberufe (Fortsetzung). — Aus dem Zentralvorstand. — Aus den Sektionen: Oberburg, Rheinfelden, Frauenverband Schaffhausen. — Schweizer Ferienkinder aus Deutschland. — Konserven. — Frauen, von denen man nicht spricht! — Vom Büchertisch. — Inserate.

Über Frauenberufe.

Von *Hermine Kessler*-St. Gallen.

(Fortsetzung.)

Um wieder zur Berufsfrage zurückzukehren, ist also festzustellen, dass einerseits die „ungelernten" Berufe, anderseits die „mangelhaft geschulten" gewerblichen Arbeitskräfte in Krisenzeiten ausgeschaltet werden und der öffentlichen Unterstützung anheimfallen. Forscht man nach der Ursache, so kommt man zur Erkenntnis, dass die Mädchen weniger zum gründlichen Erlernen eines Berufes angehalten werden.

Von allen Fabrikarbeiterinnen stehen 23,5 % unter 18 Jahren, während die entsprechende Zahl bei der männlichen Arbeiterschaft nur 11,8 % beträgt, die Mehrzahl also in einer Berufslehre stecken. Dieselben Eltern, die es für selbstverständlich halten, dass sie Opfer zu bringen haben, um den Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, sie erwarten, dass die Tochter nach der Volksschule, ohne weitere Lehrzeit, schon einen Verdienst heimbringen könne. Und dieser findet sich fast überall bei leicht zu verrichtender Teilarbeit, die aber nie zu besseren Löhnen führt.

Leiterinnen von Berufsberatungsstellen, die den Müttern statt schlecht bezahlter Bureau- oder anderen Stellen dringend die Vorteile der Erlernung eines Gewerbes auseinandersetzen, erhalten immer wieder die ablehnende Antwort: „Meine Tochter wird ja doch heiraten, wozu da die Kosten einer langen Lehrzeit, das wäre ja alles vergebens." In breiten Schichten des Volkes scheint also die Auffassung zu bestehen, dass die Ehe eine Art Versorgung ist, die willkommene *Rechte* verheisst, der Begriff der *Pflichten* aber ist schon weniger klar, der ernsten *Verantwortung* aber, die das in die Ehe tretende Mädchen auf sich nimmt, sind sich wohl nur wenige bewusst.

Wir haben es gehört: Die Tochter wird heiraten! sie braucht deshalb keine Zeit mit Lernen zu versäumen. Als ob sie da nicht nur einen, sondern *drei Berufe* aus dem Fundament verstehen sollte:

1. *Den Hausfrauenberuf;* das Haushalten, rationelle Ernährung der Familie, Instandhalten und Erneuern der Wäsche und Garderobe.
2. *Kindererziehung und Krankenpflege.*
3. Einen *Erwerbszweig von Grund* aus verstehen, als Nebenverdienst, wo dieser nötig, oder zur Beschaffung der Existenzmittel, wo der Ernährer der Familie erwerbsuntauglich oder gestorben ist.

Gerade in dieser Hinsicht spricht die Statistik eine deutliche Sprache. Nach der Volkszählung von 1910:

Von 1,907,764 Frauen waren
624,323 verheiratet,
157,586 verwitwet,
12,564 geschieden,
555,506 ledig.

Eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1905 ergibt, dass im Erwerbe *665,467* tätig waren.

Am st. gallischen Bauerntag in Uznach trat Prof. A. Laur lebhaft für die Berufsbildung ein: „Die berufliche Ausbildung ist der Mittelpunkt für die wirtschaftliche Tätigkeit. Ein Gesetz sollte die berufliche Schulung fordern, wie der *Wehrdienst* gefordert wird, denn keinen ärmeren Mann gibt es, als den, der nie etwas gelernt hat, der Handlanger.“ Das gleiche lässt sich auf die weibliche Ausbildung übertragen. Auch redete er den Hauswirtschaftsschulen das Wort, die sich die Ausbildung der Bauerntöchter zu tüchtigen Bauersfrauen zur Aufgabe machen. Diesem Wunsche mag die Tatsache zugrunde liegen, dass von 665,000 die Hälfte der erwerbenden Frauen in der Landwirtschaft tätig ist.

Wer an die Berufswahl herantritt, soll sich der Bedeutung des Schrittes für das ganze Leben wohl bewusst sein und nicht den blinden Zufall walten lassen. Anlage und Neigungen, körperliche und seelische Eignung sollen sorgfältig in Betracht gezogen werden. Auch soll der Lehrmeister nicht nur auf seine Tüchtigkeit im Beruf allein hin gewählt, sondern auch über seinen Charakter sollen Erkundigungen eingezogen werden.

Wer ohne Vorkenntnisse in einen Beruf hineintritt, muss sich gar viel sagen lassen; das entleidet manchen vorzeitig den Beruf, so dass sie ihr Glück in einem andern versuchen, oft mit dem gleichen Misserfolg. Der öftere Berufswechsel ist vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus zu verwerfen; zu viel Zeit, Kraft und Geld geht dabei verloren, was einer ernst zu nehmenden *Volkskraftvergeudung* gleichkommt.

Nicht genug können Eltern davor gewarnt werden, den Heimwehanfällen, wie sie so oft bei jungen Mädchen, die zum ersten Male von Hause fort sind, vorkommen, nachzugeben und wohl gar vor Rührung über die falsch verstandene Kindesliebe es nach Hause nehmen, aus Furcht, es könnte vor Heimweh erkranken. In den Sammelbegriff „Heimweh“ fallen alle jene Unlustgefühle über das Ungewohnte, Neue, die über das junge, zu anhaltender ernster Arbeit noch nicht erzogene Mädchen einstürmen. Es ist ein ganz natürliches, unbewusstes Sichauflehnen gegen einen Zwang, in welcher Form er auch an das in das Leben hinaustretende Menschenkind herantreten mag, dem Gebaren des jungen Füllen vergleichbar, das an den Wagen gespannt werden soll. An der ersten Arbeitsstelle

gilt es für manche zum ersten Male im Leben gegen herantretende Schwierigkeiten sich zu bewähren. Wie oft hört man beim allzuraschen Aufgeben der Stelle die Klage: „Meine Tochter hat es nicht gut getroffen.“ Und sie wird es auch das nächste Mal nicht besser treffen, wenn sie stets nur den Verhältnissen oder den Vorgesetzten, nie aber sich selber die Schuld beimisst. Das Versagen aber an der ersten Stelle war oft der Anfang einer Kette von Erfolglosigkeiten.

Weshalb wohl wenden sich allzuviele immer wieder denselben Berufen zu, und stehen sich gegenseitig vor der Sonne?

Immer wieder hört man, dass der *Lehrerinnenberuf* überfüllt sei, und dass viele *Bureaufräulein* der Stelle harren und ihren männlichen Kollegen das Brot vorwegzunehmen trachten.

Wie kommen wir zu diesen Erscheinungen?

Man wird wohl nicht stark fehl gehen mit der Deutung: *Weil in den Schulen im letzten Jahrzehnt das Schwergewicht wohl zu sehr auf die Intellektausbildung gelegt worden ist.* Bei der Vermehrung der wissenschaftlichen Fächer, oft auf Kosten der praktischen, war es eine ganz natürliche Folge, dass die Mädchen von der Ergreifung rein praktischer Berufe abgehalten wurden und sich mehr im Ansehen stehenden zuwandten. Mancherorts wird an den Mädchenschulen so viel Wissensstoff dargeboten, und seitens der Lehrer setzte eine derartige Werbetätigkeit um Schüler für die fakultativen Fächer ein, dass sogar Mädchen, deren Begabung ausgesprochen auf der praktischen Seite lag, zu Latein und Mathematik sich überreden liessen. Und das Resultat? Zunächst eine bedauerliche Entfremdung von Hand- und Hausarbeit. Aus halbverdautem Wissen entsteht Dünkel, und so wird der unglückliche Blaustrumpf geboren, der alles, was in das praktische Gebiet einschlägt, über die Achsel ansieht und an seiner Halbheit unfehlbar zugrunde gehen muss, wenn nicht die Verhältnisse ihn zwingen, vom Piedestal herunterzusteigen, um ein weniger hoch gestecktes Ziel wenigstens erreichen zu können.

Und die Gutbegabten, die durch fleissiges Studium ihren Weg im Leben gemacht haben, die meisten kommen doch noch, wenn auch spät, auf dem Umweg über unliebsame Erfahrungen in eigenem oder fremdem Haushalt zur Einsicht, dass die hauswirtschaftliche Tüchtigkeit oder allermindestens das durch Selbstangreifen erweckte Verständnis dafür, allein vor der Abhängigkeit von Dienstboten und wechselnden Verhältnissen schützt und einen geräuschlosen Gang des Haushaltes ermöglicht.

Wenn schon beim Arbeitsstand eine Scheu vor den Opfern einer Berufslehre besteht, weil diese, im Falle die Tochter heiratet, vermeintlich vergeblich wäre, treffen wir diese Ansicht im Mittelstande, wie auch bei den Vermöglichen, nur in etwas anderer, feinerer Form. Hier begegnet man der Furcht, es möchte dem Ansehen der Familie und den Heiratsaussichten der Tochter schaden, wenn sie bezahlte Arbeit, in welcher Form auch, für andere verrichtet.

Und doch, man kann nie genug den Eltern immer wieder dringend ans Herz legen: *Lasset die Tochter etwas lernen, lasst sie einen Beruf ergreifen,* der ihr Leben ausfüllen kann. Und wenn sie heiratet, ist Arbeitenkönnen gewiss die beste Mitgift. Bei der Unsicherheit des Geldes und Geldeswertes zu allen Zeiten schon, heutzutage aber ganz besonders, ist, wer die *Charakterschule einer tüchtigen Lehrzeit* bestanden hat, geborgen. Die berufstüchtige Tochter aber, von Familie und Verwandten unabhängig, ist vor unwürdiger Ehe geschützt, sie wird

nicht um einer scheinbaren Versorgung willen, dem ersten Nichtbesten die Hand reichen. In der Ehe aber ist sie imstande, wenn nötig, zu einem Nebenerwerb greifen oder, wenn die Notlage es erfordert, aus eigener Kraft die Existenzmittel für die Familie selbst aufbringen zu können. Zahlreiche Fälle könnten aufgeführt werden, wie Familien durch die Arbeitskraft der Frau einzig über Wasser gehalten werden konnten. Mit Stolz erwähnte neulich eine Mutter von zehn Kindern, dass, wenn *sie* nicht hätte verdienen können, die Notstandskommission hätte angerufen werden müssen. Dasselbe Kapital, das früher der als vermöglich geltenden Besitzerin ein behagliches Leben sicherte, reicht heute ohne Nebenerwerb nicht mehr aus. Derselbe Gehalt eines Beamten oder Angestellten, der der Familie früher eine sorgenlose Lebensführung bot, erheischt bei den jetzigen Lebensbedingungen *äusserste Sparsamkeit.* Ein Zuschuss aber, in Form von Nebenverdienst, wird manche Zukunftssorge erleichtern helfen.

Die arbeitsuchende Witwe, die ohne Opfer an Zeit oder Geld schon verdienen sollte, ist eine alltägliche, jedem bekannte Erscheinung, und doch gibt es noch Väter und Mütter, die keine Lehre daraus zu ziehen vermögen, die der lernbegierigen Tochter Widerstand entgegensetzen! Ist es nicht ein Frevel an der Zukunft des Kindes, wenn Leute ohne Vermögen ihr Kind zu einem mit „beschäftigtem Müssigang ausgefüllten *Haustöchterchendasein*“ (Gnauck-Kühne), und soviel gesunde köstliche Schaffenskraft zum Brachliegen verurteilen? Statt der Zersplitterung der Kräfte unserer Jugend, statt einem oberflächlichen Diletieren in allem möglichen, tut *planbewusste* Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf dringend not.

Was für Berufen können sich die Töchter zuwenden?

Zunächst kommt es darauf an, dass man *etwas ganz gründlich* erlerne. Fest muss man auf eigenen Füssen stehen, um dem Leben, das unsanft anpackt, standhalten zu können. Wenn je, so räumt die jetzige Zeit mit Halbheiten auf. Das Schwache fegt sie weg, im Sturmwind aber stärken sich die Schwingen des Starken. Man muss aber auch *den Mut haben,* unabhängig von den Gepflogenheiten und einer unvernünftigen Kritik der anderen, die „oben hinaus wollen“ einen *einfachen Beruf* zu erwählen, wenn Begabung und Mittel nicht reichen, eine teurere Lehrzeit oder ein Studium durchzuführen. Zu oft wird das Lebensglück des Kindes geopfert um der Eitelkeit der Eltern willen, die es einen Beruf ergreifen lassen, dem es nicht gewachsen ist. Erfolg ist nur dort sicher, wo die *vorhandenen Gaben* richtig ausgebildet werden.

Und warum lockt das Handwerk mit seinem sprichwörtlich gewordenen „goldenen Boden“ so wenige? Herrschen da nicht gewisse Moderichtungen und Vorurteile? Nicht, dass wir den ausgesprochenen männlichen Berufen das Wort reden möchten. Ausländische Frauenzeitungen bringen immer wieder die bekannten Bilder: die erste Schreinermeisterin, die erste Kaminkehrerin, die erste Maurerin usw. Es mag sich da in den kriegführenden Ländern mehr darum handeln, das Geschäft des abwesenden Gemahls oder Vaters weiterzuführen. Immerhin *erweist sich in der gegenwärtigen Zeit überall die rasche Anpassungs- und Leistungsfähigkeit der Frau.* Selbst in der Metallbearbeitung finden wir Frauen tätig. In einer ostschweizerischen Maschinenfabrik verrichtete sogar eine Frau in Männerkleidung Männerarbeit während längerer Zeit, ohne entdeckt zu werden. Sie tat es, um höheren Lohn zu erhalten.

So lange noch genügend Arbeitsgebiete der Frau offen stehen — und es gibt deren eine Unmenge — die ihrer Eigenart besser angepasst sind, liegt kein

Grund vor, auf die männlichen überzugreifen. Auf Arbeitsgebieten jedoch, wo es auf die gewandte und praktische Hand ankommt, sind Frauen gut am Platze, wenn auch nicht überall willkommen. So können wir von einer jungen Dame erzählen, die weit laufen musste, bis sich ein Buchbindermeister fand, der einen weiblichen Lehrling aufnehmen wollte. Die Lehre wurde durchgeführt, die schweizerische Lehrlingsprüfung gut bestanden, und nun leitet die junge Meisterin in ihrem blühenden Geschäft ihrerseits Lehrlinge an. In Genf kämpfte sich eine Silberschmidin zur Selbständigkeit und Meisterschaft empor.

Gemeinden, Staat und Bund schaffen mit vereinter Kraft Ausbildungsgelegenheiten jeder Art in Fachschulen und Werkstätten und sorgen für zweckmässige Ergänzung zu der Berufslehre beim Meister oder im Geschäft.

Ja, die heutige Jugend hat es gut, die darf nur zugreifen, um sich ihr Lebensglück selbst zu schmieden.

Sehen wir uns um, in welchen Berufen die schweizerische Frauenwelt erwerbstätig ist.

[1] Von 1,600,000 Frauen waren im Jahre 1905 *665,467* erwerbstätig. Davon entfallen auf die Landwirtschaft 313,000, also nahezu die Hälfte. 372,500 sind in Betrieben tätig und 56,200 arbeiten selbständig in der Bekleidungsbranche. Von den 372,500 in Betrieben tätigen sind der vierte Teil = 93,312 im Handel tätig. 64,455 im Gastgewerbe, in dritter Linie kommt die Stickerei mit 43,223 weiblichen Arbeitskräften, 25,406 arbeiten in Betrieben der Bekleidungsbranche, 24,000 in der Seidenstoffweberei, 18,000 in der Uhrenindustrie, 11,600 in der Wäscherei und Glätterei, 10,458 in der Seidenbandweberei, während die 8750 in der Baumwollweberei beschäftigt sind, 8620 Weissnäherei, 7350 Tabakindustrie, 6589 Gesundheits- und Krankenpflege, 6206 in der Wirkerei und Strickerei, 5674 in der Baumwollspinnerei, 1120 in der Strohhut-Industrie, 5600 in der Schuhwaren-Industrie, 3112 in der Metallbearbeitung.

Um im **Handelsfach** zu guten Stellen vorrücken zu können, ist die Beherrschung der Weltsprachen vor allem nötig. In unserer Gegend verdingen sich die Mädchen zuerst als Bonnen oder Volontärinnen ins Ausland, um auf diese Weise ohne Kosten die Sprachen zu erlernen. Beherrschen sie diese, kehren sie zurück, nehmen vorerst untergeordnete Posten an, besuchen Abendkurse, um sich kaufmännische Kenntnisse noch anzueignen, und können so an verantwortungsvollere Stellen aufrücken, zu Jahreseinkommen bis zu mehreren tausend Franken. Es bestehen in unserm Lande eine Reihe von Handelsschulen, die den Mädchen offen stehen. Absolventinnen in oberen Handelsklassen erhalten auch Staats- und Bundesstipendien. Weniger aussichtsreich ist diejenige Handelsbildung die nur in *kurzen Kursen besteht* und die Verwendbarkeit der Tochter in den Bureaus beschränkt und die Erreichung gut bezahlter Stellen ausschliesst. Für *Buchhalterinnen* sind die Kenntnisse des Wechselrechts und des Schuldbetreibungs- und Konkursverfahrens unerlässlich. An *Maschinenschreiberinnen* und *Stenotypistinnen* ist kein Mangel, da deren Ausbildung in kurzer Zeit zu erreichen ist. Das Gehalt einer tüchtigen Maschinenschreiberin ist Fr. 80—100—150 per Monat. Ein Stand, der bei uns durchaus nicht als durchweg auf der Höhe seiner Aufgabe stehend zu betrachten ist, ist derjenige der *Ladenfräulein*. Es ist oft erstaunlich, welche Lücken ihre *Warenkenntnis,* wie auch ihre Höflichkeit und

[1] Wir entnehmen die Zahlen dem Lehr- und Lesebuch für schweizerische Mädchenfortbildungs-Schulen, herausgegeben von Mitgliedern des zürcherischen Lehrerinnenvereins.

Dienstbeflissenheit aufzuweisen hat. In Deutschland, wo die gewerbliche Pflichtfortbildungsschule besteht, wird den Ladnerinnen Unterricht in Warenkunde, Buchhaltung und allem Nötigen erteilt. Ein Geschäft, das tüchtige und gewandte Verkäuferinnen hält, wird die hohen Gehälter reichlich an vermehrtem Umsatz wieder einbringen. Hierzulande hat die Ladentochter oft nur einige Monate, mancherorts ein halbes oder ganzes Jahr und noch länger im betreffenden Geschäft durchzumachen. Die Durchschnittsgehalte variieren zwischen 80—100—120—150 Franken. Leitende Stellen werden besser honoriert. Manche Kaufhäuser engagieren, was nicht gerade erste Verkäuferinnen sind, oft zu beschämend niedrigen Salären, und liefern die Mädchen entweder der drückenden Sorge oder dem Leichtsinn aus. Vielfach lassen sie Auslaufmädchen vorrücken, um billige Verkäuferinnen zu gewinnen. Es ist auffallend, dass in den Warenhäusern fast durchweg deutsche Mädchen angestellt sind. Im Verkäuferinnenberuf wären Töchter des Mittelstandes mit ihrer bessern Erziehung gut am Platze, denn hier kommt es auf guten Geschmack und Takt an. In Deutschland bestehen mehrere *Verkäuferinnenvorschulen,* die bei 1—1½ Jahre Dauer in vollem Tagesunterricht eine gründliche Berufsbildung geben. In der gewerblichen Fortbildungsschule in Zürich, die für alle in Berufslehren oder im Handel stehenden Lehrlinge obligatorisch ist, werden die Verkäuferinnen in besondern Fachklassen unterrichtet. Ein neuer, recht einträglicher Beruf ist der einer *Schaufensterdekorateurin.* Die meisten haben in Berlin ein Jahr Lehrzeit durchgemacht und sich in grossen Geschäften noch weitergebildet. Eine tüchtige Dekorateurin soll eine gute Allgemeinbildung schon von Haus aus besitzen und eine kunstgewerbliche sich noch aneignen. In kleineren Städten werden oft *Wanderdekorateurinnen* engagiert, das sind solche, die mehrere Geschäfte gleichzeitig bedienen, und für jeden Einzeldekorationsauftrag honoriert werden. Grössere Firmen aber haben ihre eigene, beständig in anstrengendem Dienst arbeitende Dekorateurin. Der Durchschnittsgehalt beträgt Fr. 120—150 per Monat. Es werden aber auch für ganz tüchtige Leistungen Gehalte von Fr. 4000—5000 bezahlt. Neulich wurde eine Dekorateurin von Berlin, wo sie 6000 Mark Jahresgehalt hatte, nach Leipzig mit 7000 Mark engagiert. Wir haben hier in der Schweiz in Vevey eine staatliche Dekorateurschule, die sechs Monate bis ein Jahr Lehrzeit vorschreibt, je nachdem es sich um einzelne Branchen handelt oder eine vielseitigere Bildung erstrebt werden soll. Wer nicht über eine kräftige, körperliche Konstitution verfügt, wird diesem an Ausdauer und Körperkraft hohe Anforderungen stellenden Beruf nicht gewachsen sein.

Landwirtschaft. Von den 313,000 in der Landwirtschaft tätigen Frauen sind wohl den 439,300 darin beschäftigten Männern entsprechend deren Frauen und Töchter, die den eigenen oder gepachteten Boden bebauen helfen. Wir treffen da die Frau gleich dem Manne alle Arbeit verrichtend, im Stalle beim Melken, beim Besorgen und Füttern des Viehs, beim Heuen und Emden, beim Sammeln des Obstes, wie auch im Weinberge, wo die schwächste Kraft noch ausreicht zum Anbinden der Reben und dem Reinhalten des Bodens. Wir haben nur ganz vereinzelte, *wenige landwirtschaftliche Schulen.* Wo sie noch nicht in Jahreskursen unterrichten, sollten diese dringend eingeführt werden. Doch ist es erfreulich zu sehen, wo Widerstand und Vorurteile entgegengebracht wurden, haben die Erfolge diese besiegt. Im allgemeinen sind wir in bezug auf die Ausbildung der Bauerntöchter noch keineswegs auf der Höhe. Die Töchter selbst und allzu oft auch die Fortbildungsschullehrerinnen mit ihnen sind bestrebt,

städtische Machart der den ländlichen Bedürfnissen angepassten vorzuziehen. Es ist dies nicht nur vom Standpunkt des Aesthetikers aus zu verwerfen, der städtische Kleidung bei ländlicher Arbeit als Misston empfindet, sondern auch vom rein praktischen, denn sie hält der schwereren Körperarbeit nicht stand, bietet nicht genügend Schutz und muss bald ersetzt werden. Unsere Bauerntöchter dürften namentlich über den Wert der Ausnützung auch des kleinsten Stückchens Boden belehrt und über die Haltung von Kleintieren, Hühnern, Tauben, Kaninchen, Bienen usw. aufgeklärt werden. Gerade auf dem Lande ist es den Frauen oft um einen Nebenverdienst zu tun. Da würde es den auf eigenem Boden Ansässigen besser anstehen, mit ihren Produkten Handel zu treiben, statt die Städterinnen in Heimarbeit in der Stickerei- und Konfektionsindustrie zu unterbieten. Von grossem Werte dürften *Milchverwertungskurse* für die Bauerntöchter sein. Oft wird allzu sorglos mit dem kostbaren Nahrungsmittel, der Milch, umgegangen, und manche Bäuerin steht ratlos vor der Menge von unverkäuflicher Milch, wenn wieder ein Kälblein im Stall eingerückt ist. Wir haben in der Ostschweiz eine Wanderlehrerin für Milchverwertungskurse, die den Schulbehörden zur Verfügung steht. Auch Kurse für Obstverwertung und regelmässige Vorträge über Gemüsebau dürften zu begrüssen sein. Gewiss wäre manche Bauersfrau für Gemüsebau und Kleintierzucht eher zu gewinnen, wenn zugleich auch für den Absatz gesorgt wäre. Landwirtschaftliche Frauenvereine sollten eine genossenschaftliche Verwertung der für den Verkauf bestimmten Erzeugnisse an die Hand nehmen. Mit einem Umsatz von einigen tausend Mark haben die ostpreussischen Frauen eine Zentralstelle für Vertrieb ihrer landwirtschaftlichen Produkte begonnen, jetzt ist er in die Millionen gestiegen.

Das Gastgewerbe steht mit 64,000 Frauen an dritter Stelle. Während für den Handelsstand eine Menge Fachschulen für die nötige Bildung sorgen, bestehen, soweit zu ermitteln war, Hotelfachschulen nur ganz wenige, eine in Biel, zwei in Luzern. Sie erfreuen sich staatlicher Subventionen. Die Hotels ziehen es meist vor, sich ihre Leute selbst heranzubilden, die *Hoteldiensttochter* hat in der Regel zwei Jahre zu lernen. Sie hat bei freier Station schon von Anfang an etwas Lohn. Kleinere Gasthäuser haben ihre *Köchin,* die grösseren einen oder mehrere Chefs. Gasthofköchinnen beziehen einen Monatsgehalt von Fr. 150 und mehr bei freier Station. Zum *Zimmerdienst* werden in anständigen Hotels meist ältere Personen verwendet. Einen gutbezahlten Vertrauensposten verwaltet die *Lingère,* die für die Aufbewahrung und Instandhaltung der Wäsche zu sorgen hat und die Aufsicht über die Näherinnen, Flickerinnen und Glätterinnen führt. Die *Kellnerinnen* erhalten in der Regel einen Monatslohn von Fr. 20, stellen sich aber in gut gehenden Restaurants mit den Trinkgeldern per Tag auf Fr. 10—15. Der Kellnerinnenberuf, der bis spät in die Nacht in zügigen, rauchigen Lokalen ausgeübt wird, stellt an die Gesundheit grosse Anforderungen. In der innern Verwaltung des Gasthofes finden auch kaufmännisch geschulte Kräfte gut bezahlte Anstellungen. Eine recht verantwortungsvolle Tätigkeit hat die Aufseherin, die sogenannte *Hotelgouvernante.* Sie hat die Angestellten zu überwachen, die Vorräte zu verschliessen, Einkäufe zu besorgen. Auch die Tätigkeit der *Gasthofstütze* ist eine vielgestaltige. In kleinern Gasthäusern hat sie neben Beaufsichtigung des Personals auch die Bureauarbeiten und Korrespondenz zu erledigen. In der *Reformgasthaus*-Bewegung ist die Schweiz andern Staaten vorbildlich vorangegangen. *Leiterinnen für alkoholfreie Kur- und Speisehäuser* werden in Zürich ausgebildet vom Frauenverein für Mässigkeit und

Volkswohl. Der Kurs dauert 6 Monate. Gebildete Frauen, die über eine gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung verfügen und auch verwaltungstechnische und kaufmännische Kenntnisse haben, eignen sich als Leiterinnen für Grossbetriebe, nachdem sie längere Zeit in derartigen Anstalten zugebracht haben. Dass die Frau sich für das Gastgewerbe gut eignet, beweisen die vielen, von Frauen vorzüglich geführten Hotels.

Staatliche und städtische Berufe. In einer vortrefflichen Arbeit über *Frauenberufe,* speziell schweizerische Verhältnisse ins Auge fassend, bemerkt Frl. Dr. Anna Baur, Zürich, dass zu den Aufnahmeprüfungen für Postlehrlinge seit längerer Zeit keine Frauen mehr zugelassen wurden. Die heute im *Postdienst* angestellten Frauen sind alle vor vielen Jahren patentiert worden. Momentan werden zum Postdienst weibliche Angestellte zugelassen: Als *Gehilfinnen auf dem Postcheckbureau* und *Postangestellte* auf dem Lande auf Bureaus III. Klasse. Die *Postcheckgehilfin* soll möglichst Handelsschulbildung haben. Gehalt Fr. 135 bis 150, ohne Berechtigung für Alterszulagen oder Pension. Arbeitszeit 8—9 Stunden per Tag.

Die Telegraphistin: Seit 1888 wurden keine Telegraphistinnen mehr patentiert. Damals wurde die Ausschliessung neuer Beamtinnen begründet mit der Handhabung der schweren Apparate. Seit diese vereinfacht sind, wäre der Grund nicht mehr stichhaltig. Die Wiederzulassung hängt von der Direktion ab. Seither wurden die Telegraphistinnen nur noch als Gehilfinnen angestellt mit nur 3 Monaten Lehrzeit, während die Beamtenvorbildung mindestens zwei Jahre umfasst und sich auf verschiedenen Bureaus abspielt. Nach dreimonatlicher Lehrzeit legt die Gehilfin ein Examen ab im Streifenlesen, Gehörlesen usw. Die Gehilfin erhält ein Taggeld von Fr. 4 bis Fr. 6.50. Tüchtige Gehilfinnen können zu Angestellten promoviert werden und erhalten als solche Alterszulagen und Pension.

Die Telephonistin hat wie die Telegraphistin eine Aufnahmeprüfung zu bestehen, jedoch nur einen Monat Lehrzeit. Fr. 4 Taggeld, bei fixer Anstellung Fr. 1400—2300 Jahresgehalt, Aufseherinnen Fr. 2700.

(*Anmerkung der Redaktion.* In der Einleitung zum Aufsatz „Über Frauenberufe" in Nr. 7 des Zentralblattes, Seite 177, letztes Alinea, ist ein Druckfehler mituntergelaufen; dort ist zu lesen: in verschämter *Verborgenheit* anstatt Verlogenheit.)

Aus dem Zentralvorstand.

Die erste *Ausstellung des Puppenwettbewerbes* wird am 20. Oktober in Bern stattfinden. Sie soll verbunden werden mit einer „Burechilbi". Der Ertrag der Veranstaltung ist zugunsten des neu gegründeten, kantonalen Säuglings- und Mutterheims in Bern. Die hübschen Puppenköpfe, von Schnitzlern aus Brienz gemacht, werden unsern Kindern auch einmal echte Schweizergesichtchen zeigen.

Wir möchten unsere Sektionen ermuntern, die Puppenausstellung kommen zu lassen und den Ertrag der Kinderstube unserer Pflegerinnenschule zuzuwenden.

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Aus den Sektionen.

Oberburg. *Jahresbericht.* Aus verschiedenen Gründen musste unsere diesjährige Jahresversammlung ausfallen; unsere Präsidentin Frau Howald machte jedoch nach Schluss des Arbeitschulexamens den anwesenden Mitgliedern Mitteilung über die Tätigkeit unserer Sektion.

Als im August 1914 der Krieg ausbrach, galt unsere Sorge in erster Linie unsern Wächtern an der Grenze. Es wurden in kurzer Zeit 100 Paar Socken und eine Anzahl Wäschesäcke angefertigt und an Soldaten hiesiger Gemeinde gesandt. Ferner wurden an unsern Arbeitsnachmittagen für bei uns einquartierte Soldaten zirka 20 Paar Finken angefertigt und in die verschiedenen Kantonnemente verteilt.

Gedenkblätter, deren Erlös für einen wohltätigen Zweck verwendet wurde, verkauften wir in unserer Ortschaft 100 Stück.

Für das schweizerische Rote Kreuz wurden von hiesigen ärmern Frauen 34 Soldatenhemden, 60 Paar Socken und 20 Paar Pulswärmer angefertigt, wofür ein bescheidener, aber willkommener Arbeitslohn bezahlt wurde.

Unsere Sektion machte auch Propaganda für den in Genf gegründeten Frauenweltbund.

Im Herbst 1915 brachte die Organisation der Nationalen Frauenspende unserem Vorstand ganz bedeutende Arbeit. Durch 20 Sammlerinnen wurde die schöne Summe von rund Fr. 1100 zusammengebracht und von unserer Kassierin nach Bern gesandt.

Bekanntlich hat im Juli 1915 das politische Departement den Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein ersucht, armen Kriegswaisen Aufnahme in brave Schweizerfamilien zu ermöglichen. Auf einen Aufruf unseres Sektionsvorstandes meldeten sich 15 Familien, die bereit waren, solch armen Kindern ein Heim zu bieten.

Im November 1915 übersandte der Vorstand 30 Paar von den hiesigen Frauen angefertigte Socken an die Kriegswäscherei Bern, welche später freundlichst verdankt wurden.

Unser Kindergarten hat seit Kriegsbeginn seine Tätigkeit eingestellt, dagegen hat der Frauenarmenverein unverdrossen weitergearbeitet. Letzte Weihnachten konnten eine schöne Anzahl Strümpfe, Hemden, Unterhosen, Leibchen, Schürzen, Halstücher und anderes mehr, im ganzen 365 Stück, an unsere armen Schulkinder verteilt werden. Auch wurden Windeln und Gutscheine für Milch an arme Wöchnerinnen abgegeben. *J. L.-F.*

Rheinfelden. *Jahresbericht.* Die Zahl unserer Mitglieder beträgt 144; die Arbeit ist so ziemlich die gleiche wie an andern Orten, nur ist seit dem Kriege die Armenfürsorge mehr in den Vordergrund getreten. Im Jahre 1915 haben wir für Hauspflege, Kleider, Schuhe, Milch und Brot fast Fr. 4000 ausgegeben. Die Kosten für die Gratissuppenverteilung vom November 1914 bis Ostern 1915 beliefen sich auf Fr. 2047. Die meisten Pflegetage unserer Haushälterin kamen einer kinderreichen deutschen Familie zu gut, deren Vater im Kriege ist, während die Mutter wochenlang im Spital gelegen. Am meisten Milch und Brot hatte die Familie eines Italieners erhalten, welcher auf der andern Seite des Rheines arbeitet und interniert ist, während seine Frau, eine Österreicherin, mit den Kindern hier wohnt. Sie sehen, wir sind hübsch neutral hier an der Grenze. Und gut schweizerisch: bei der Frauenspende ist keine einzige Gemeinde unseres

Bezirks zurückgeblieben. Das einzige Neue, was letztes Jahr hier der Frauen-initiative entsprungen ist, war die Abhaltung eines Gemüsebaukurses. Frau Dr. Bleuler hatte uns im Januar einen ihrer anregenden Vorträge gehalten und darauf hingewiesen. Man war dann der Idee näher getreten und hatte die nötigen Vorarbeiten besorgt. Die Direktion des Salmenbräus stellte ein grosses Stück Land zur Verfügung. Als der Vorstand des hiesigen landwirtschaftlichen Vereins sah, wie viel „pflanzlustige“ Frauen und Töchter da waren, nahm er die Sache selber an die Hand und gewann in Herrn Drack einen bewährten Kursleiter. Und dann konnte es losgehen! Damen unserer besten Gesellschaft wetteiferten mit den Arbeiterfrauen im Hacken und Pflanzen, im Säen und Jäten. Und mit welchem Stolz zeigten sie uns dann ihre selbstgezogenen Bohnen und Erbsen, Zwiebeln und Rettige usw. Es war so ein fröhliches, schönes Arbeiten. Ein Teil des zur Verfügung gestellten Gemüsefeldes war in kleine Parzellen eingeteilt und den Arbeiterfrauen zu beliebiger Anpflanzung überlassen worden. Als im Herbst abgeerntet war, ging natürlich aller Wunsch dahin: wenn wir nur im Frühling wieder pflanzen könnten! All das gehört zu den Errungenschaften des Krieges. Er kann uns also auch nützen, wenn wir seine Lektionen recht beherzigen. Oh, wie wollen wir dankbar sein, wenn unsere Soldaten nicht ausziehen müssen, um andere zu töten, um die Heimstätten friedlicher Menschen zu zerstören und am Ende selber in fremder Erde zu verbluten! Wenn wir nach dem Kriege unser kleines Land haben wie vorher und wenn wir auch viel, viel ärmer sind, das macht nichts. Wir werden dann wieder recht einfach leben wie zu Grossvaters Zeiten und werden unsere Kriegssteuern bezahlen; mit Freuden die einen, mit viel Geschimpf und Gebrumm die andern; aber wir werden sie zahlen und so froh sein, dass wir zu den Kleinen gehören. Wir können ja jetzt sehen, was es die andern Länder kostet, dass sie gross und mächtig sein und die Welt beherrschen wollen. Und wir kommen gewiss durch. Vor bald 100 Jahren soll ein schweizerischer Geschichtschreiber gesagt haben: Durch Gottes Gnade und der Menschen Uneinigkeit sei die Schweiz erhalten geblieben. Nun, Gottes Gnade und die Uneinigkeit der Nachbarn sind immer noch da und helfen uns gewiss auch jetzt wieder. Nur dürfen wir nicht selber Dummheiten machen. Was die andern machen, das haben wir nicht zu verantworten, das geht uns gar nichts an. Nur unser eigen Tun müssen wir unter die Lupe nehmen und aufpassen, dass bei uns alles stimmt und sauber ist, dann geht es uns gewiss nicht so schlecht. Lasst uns ja recht acht geben!

Frauenverband Schaffhausen. Am 30. März 1916 wurde die Generalversammlung des Frauenverbandes, Sektion des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins, im Saale des Mädchenschulhauses abgehalten.

Mit Rücksicht auf den angekündigten Vortrag des Herrn Polizeisekretär Maurer hatte das Komitee den grösseren Saal gewählt, um einem weitern Publikum Gelegenheit zu geben, sich über das aktuelle Thema; „Dienstbotenfrage und Stellenvermittlung“ näher zu orientieren. Unsere Erwartungen wurden allerdings nicht in dem Masse erfüllt. Nicht viel mehr als unsere sonstigen „Getreuen“ waren erschienen, und wurden von der Präsidentin herzlich begrüsst. Da wir dieses Jahr auch aus Sparsamkeitsrücksichten, auf die Herausgabe eines Jahresberichtes verzichtet hatten, berichtete Frau Peyer von unserer Tätigkeit. An Kochkursen wurden abgehalten: 1 Kurs zu Fr. 100 mit 9 Teilnehmerinnen, 3 Arbeiterinnenkurse mit 40 Schülerinnen, 5 Fortbildungskurse mit 54 Teilnehme-

rinnen. Die 8. Elementarklasse musste mit über 60 Schülerinnen in 5 Abteilungen unterrichtet werden. So war unsere Kochschule zeitweilig so stark besetzt, dass Frl. Bolli die Arbeit nicht allein leisten konnte, und wir für die Arbeiterinnenkurse eine tüchtige Hilfskraft in Frau Villiger herbeiziehen mussten.

Für Heimarbeit sind an ungefähr 50 Frauen zirka Fr. 400 Löhne ausbezahlt worden. Babyausstattungen wurden 10 verteilt. An Brockenverkäufen konnte letztes Jahr nur einer stattfinden. Manches, was unserer Brockenstube sonst zugedacht worden wäre, mag wohl seinen Zweck bei den Internierten erfüllt haben. Trotzdem bittet die Präsidentin, bei den jeweiligen Frühjahrsreinigungen auch wieder an unsere Brockenstube zu denken. An die Einrichtung der Schüler- und Heimgärten leisteten wir Fr. 100. Die Nationale Frauenspende brachte auch unserer Sektion viel Arbeit, doch hatten wir die Freude, aus Stadt und Kanton in kurzer Zeit Fr. 20,000 abliefern zu können. Nachdem die Kassierin die Jahresrechnung verlesen hatte, wurde Herr Polizeisekretär Maurer das Wort erteilt: „Eine wichtige, hauswirtschaftliche Frage ist das Engagement pflichttreuer Dienstboten. Dieses erfolgt vielfach durch Vermittlung des gewerblichen Arbeitsnachweises. Dieser hat da und dort Formen angenommen, die in mehrfacher Beziehung zum Schaden der Dienstnehmer und auch -geber ausgeartet haben. Sie sind wohl beanstandet worden, aber sie haben nicht bei der Wurzel gefasst und ausgerottet werden können, weil der private Arbeitsnachweis unter dem Schutze von Art. 31 der Bundesverfassung steht, der bekanntlich die Gewerbefreiheit gewährleistet. Um nun auf dem Arbeitsmarkte gesunde Verhältnisse schaffen zu können, fasste die schweizerische Bundesversammlung im Jahre 1909 den Beschluss, kommunale und staatliche Arbeitsämter, die den Arbeitsnachweis in unparteiischer Weise betreiben, zu subventionieren. Man hoffte, durch diesen Beschluss die Grundlage zu schaffen für die Einrichtung eines die ganze Schweiz durchziehenden Netzes von unparteiisch geleiteten öffentlichen Arbeitsämtern. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Die Zahl der öffentlichen Arbeitsämter beträgt heute erst 15, die der gewerbsmässig betriebenen privaten Bureaus annähernd 250. In der Pflicht der öffentlichen Arbeitsämter liegt es, in geeigneter Weise Propaganda zu machen für ihre Vermittlertätigkeit, die vollsändig kostenlos erfolgt, im Gegensatz zur privaten, die zuweilen mit hohen Taxen honoriert werden muss. Von dieser Aktion sollen die Mädchenheime nicht betroffen werden, da diese in uneigennütziger Weise mit der Stellenvermittlung die persönliche Fürsorge der Dienstboten verbinden.

Im Interesse der Dienstboten liegt es, wenn sie die kostenlose Vermittlung der öffentlichen Arbeitsämter benützen, aber auch die Dienstherrschaften können im Verkehr mit diesen nur Nutzen ziehen. Beiden Teilen kann daher nur empfohlen werden, sich der unentgeltlichen und unparteiischen Vermittlung der staatlichen und städtischen Arbeitsämter fleissig zu bedienen."

Die nachher angeregte Diskussion wurde nur insofern benützt, als Frl. G. Peyer auch die Vorteile des Mädchenheims ins beste Licht rückte. Diese beiden Institutionen können sehr wohl nebeneinander bestehen und sich gelegentlich in die Hände arbeiten.

Möchten die vielen guten Worte auch auf einen guten Boden gefallen sein, und der neu einzurichtenden, städtischen Dienstbotenvermittlung die Wege ebnen helfen! *W.*

Schweizer Ferienkinder aus Deutschland.

Die Schweizerfamilie *Stalder* in Köln hatte den glücklichen Gedanken, schwächlichen Kindern ihrer Landsleute in Deutschland einen stärkenden Ferienaufenthalt in der ursprünglichen Heimat zu vermitteln. Sie wandte sich an unsern Bundesrat mit der Anfrage, ob er geneigt wäre, hierfür Hand zu bieten und siehe da — der Bundesrat bewilligte einen ansehnlichen Kredit aus dem Notstandsfonds für Auslandschweizer, der es ermöglicht, ca. 600 aus Deutschland angemeldeten Kindern mehrere Ferienwochen zu gewähren. Das Politische Departement betraute die Schweizer. Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz damit, diese Ferienversorgung anzubahnen und zu überwachen. Der eifrige Präsident der Vereinigung, Herr Dr. med. *Streit* in Bern, entwarf einen Plan, wonach die Grosszahl der nach dem 20. August in Schaffhausen eintreffenden Kinder in Ferienheimen der Ostschweiz, namentlich in zürcherischen, untergebracht wird. Durch diese Anordnung gelingt es, Reisekosten zu ersparen. Vorgängig der Hauptmacht ist nun aber am 10. August bereits eine Vorbotenschar der Ferienkinder in Schaffhausen angelangt; diese aus 24 Knaben und 36 Mädchen bestehende Gruppe wurde vom Präsidium dem Kanton Bern zugedacht. — Es lässt sich kaum sagen, wie sehr uns in Bern die Aussicht erfreute, die ersten Ferienkinder aus Deutschland beherbergen zu dürfen. Der städtische Schuldirektor, Herr Gemeinderat Schenk, stellte in entgegenkommendster Weise das schöne Mädchenschulhaus im Monbijou und zum entgültigen Aufenthalt das prächtige Ferienheim Hartlisberg bei Steffisburg (Berner Oberland) zur Verfügung. Unter dem Vorsitz der Herren Dr. *Streit* und Grossrat *Mühlethaler,* des Präsidenten der Sektion Bern der Sch. V. K. F. bildete sich ein Frauenkomitee. Diesem fiel die Aufgabe zu, die Kinder in Schaffhausen abzuholen, während ihres mehrtägigen Aufenthaltes in der Bundesstadt zu verpflegen und sie hernach in Hartlisberg unterzubringen.

Am 10. August reiste eine Berner-Delegation nach Schaffhausen, um die Kinder in Empfang zu nehmen. Anstatt um 8 Uhr abends, langten dieselben von Frankfurt her in der sorglichen Begleitung der Geschwister Stalder, Köln, und einiger Mütter erst um Mitternacht in Schaffhausen an. Zollinspektion und die Erfüllung anderer Formalitäten hatten sie unerwartet lange in Gottmadingen aufgehalten. Mit wahrer Begeisterung erzählten uns die Berner-Delegierten von dem herzlichen Entgegenkommen und der Hilfsbereitschaft, welche die jugendlichen Gäste namentlich bei den Schaffhauser Frauen fanden — die Namen von Frau Heusler, Frau Habicht, Frau Peyer, Frau Waldmann tönten an unser Ohr — und die Verdienste von Herrn Polizeidirektor Maurer um das Wohlbefinden und den Weitertransport der Kinder fanden lobende Erwähnung. Schon in Schaffhausen wurden in aller Eile sich offenbarende Lücken in der Ausstattung der Kinder ausgefüllt und denselben allerlei praktische Dinge verabfolgt. Mit Stolz zeigte mir in Bern eine kleine Düsseldorfer-Schweizerin ihr hübsches Plaid: „Das habe ich in Schaffhausen gekriegt — dazu noch ein Nachthemd und eine Schürze. — In wirklichen Hotels haben wir da geschlafen, fein, nicht wahr?“

In Bern hatte das Frauenkomitee die untern Räume des Monbijouschulhauses in ein provisorisches Kinderasyl umgewandelt. Die Kaserne lieferte das Bettenmaterial. Als in den ersten Nachmittagsstunden des 11. August die jugendliche Schar in Bern anlangte, da stand alles zu ihrem Empfang bereit. Ein festlich mit Blumen geschmückter Speisesaal harrte der Gäste und von der

Haushaltungsschule her rollte unter der Leitung unserer stets hilfsbereiten Frl. *Trüssel* in grossen Kesseln die erste schmackhafte Mahlzeit herbei, der dann noch manche anderen folgte. Bei der Aufstellung der Speisezettel hatte Herr Dr. Regli, Kinderarzt in Bern, seine guten Räte erteilt. Eine unscheinbare Zeitungsnotiz verriet die Ankunft der Kinder; dass sie eine solche Wirkung erzielen würde, hatte die Schreiberin nicht geahnt. Eine dichte Zuschauermenge füllte den Bahnhof so, dass es schwer fiel, die Kinder hindurch zu bringen. Als die ersten von ihnen sichtbar wurden, brach ein „Hurrah“ los und von allen Seiten streckten sich ihnen Hände mit Geschenkchen entgegen.

Sonnige, freudenverklärte Tage haben unsere jungen Gäste in Bern erleben dürfen, dank der Liebe und Güte, die ihnen von allen Seiten entgegenkamen. War es doch, als empfinde unsere Bevölkerung eine eigentliche Genugtuung, nun einmal Durchreisenden eigener Nation ihre Opferwilligkeit bezeugen zu dürfen. Was nur Kinderherzen erfreuen kann, wurde für sie ins Monbijouschulhaus gebracht; die Berner Schokoladenquellen flossen reichlich, die Buchhandlung Francke stiftete eine kleine Bibliothek aus ihren besten Verlags-Jugendschriften. Das herzige „Vreneli“ von Elisabeth Müller fehlte dabei nicht. — Reifenspiele, Bälle, Malbüchlein, Postkarten in Hülle und Fülle stellten sich ein. Dazu kamen Geldgaben und dringend nötige Wäschestücke, mit denen manche für einen längern Aufenthalt etwas primitive Ausstattung ergänzt werden konnte. Unrichtig wäre es nun aber anzunehmen, dass diese kleinen Hächler, Blättler, Aschwanden aus der Innerschweiz, diese Amann, Hurter, Huwyler aus der Ostschweiz, diese Schori, Rohrer, Hofer, Zimmermann, Hauri, Frauchiger aus den Kantonen Bern und Aargau, welche vom Schicksal an den Niederrhein, nach Köln, Frankfurt, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Meerscheid usw. verschlagen worden sind, nun alle aus bedürftigen Familien stammten — nein, keineswegs — manche von ihnen kommen aus durchaus geordneten Verhältnissen, nur die bleichen Wangen verraten, dass ihnen Schweizerluft und Schweizerkost not tut. Der Befund des die Kinder untersuchenden Schularztes lautete denn auch bei der Grosszahl auf verschiedengradige Anämie. Das hinderte aber das junge Volk nicht, in vollen Zügen die Darbietungen der Bundesstadt zu geniessen.

Ausgestattet mit den von einer Berner Firma gestifteten Reisehüten zogen sie ins Bundeshaus und bis hinunter zum Bärengraben. „Vater hat's gesagt, wir sollen den Herrn Bundespräsidenten besuchen“. — „Muder wünscht sich einen geschnitzten Bären aus Bern“, so tönte es durcheinander. Aus den Gesprächen der Kinder liess sich eine warme Anhänglichkeit der Eltern an die Heimat heraushören. Fast jedes der Kinder wusste etwas vom Geburtsort des Vaters, der Mutter in der Schweiz zu erzählen. „Mein Vater ist von Tägerwilen“, „meiner von Bümpliz bei Bern“, „meine Mutter von Schwyz“. Ich bin ein St. Galler“, sagte einer der Buben, „dorther kommt Bundesrat Hoffmann“. „Ich weiss nicht mehr, wie der Heimatort von Vader heisst, ich bin einfach eine Schweizerin!“ plaudert eine Kleine im Düsseldorfer Dialekt. Die Kinder kennen viele unserer Schweizerlieder, weil sie von den Eltern gesungen werden. Mehrere von ihnen sprechen eine unserer Mundarten, obschon sie nie zuvor Schweizerboden betreten haben. Eines der grössern Mädchen erklärte: „Vater will, dass meine Brüder Schwyzerdütsch reden, damit sie später als richtige Schweizer in die Rekrutenschule einrücken.“

Unsere Schweizerkost behagt ihnen ausserordentlich; das Butterbrot beim Frühstückstisch spielt eine grosse Rolle in den Karten, die sie am ersten Morgen

nach ihrer Ankunft an die Eltern schrieben. Da war zu lesen: „Buder kriechen wir fingerdick auf die Stulle gestrichen.“ — „In der Schweiz gibt es nur Weissbrot.“ — „Wir bekommen so viel zu essen, dass wir alle kugelrund werden.“ — „Jedes von uns muss zehn Pfund zunehmen.“ Die Kinder sind verwundert, dass man in der Schweiz Butter, Fett, Öl ohne Karten erhält. Zu den Kleidern tragen sie Sorge, das hat man ihnen von zu Hause aus scharf eingeprägt; „denn die Kleider sind sehr kostbar.“ „Wir müssen eine Kleiderkarte holen, wenn wir was brauchen,“ erzählte eines der Mädchen. „Meine Mutter hatte keinen Regenmantel, da bekam sie eine Karte; darauf steht: „Frau Küchler kriegt einen Mantel“. Natürlich kriegt sie den aber nicht umsonst, sie musste ihn bezahlen — ganze 40 Mark.“ — Ein achtjähriger Knirps — man hätte ihm eher fünf Jahre gegeben — suchte am Abend beim Zubettegehen, mit Tränen in den Augen, seine Schuhe: „Ganz neue sind es.“ In irgendeiner Ecke fanden wir denn auch diese wirklich neuen Schuhe, bei denen längs über die Sohle ein dicker Lederstreifen genagelt ist, um die Abnützung in der Mitte zu verhüten. „So müssen bei uns alle Schuhe gesohlt werden,“ erklärte der nun wieder glückliche Besitzer.

Den Glanzpunkt des Berner Aufenthaltes der Ferienkinder bildete ein Spielnachmittag im Familienrestaurant *Dählhölzli,* der auf Anregung von Herrn Redakteur Pulver vom *„Berner Intelligenzblatt“* veranstaltet worden war. Das Dählhölzli-Etablissement, unter der Obhut von Frau Meschini-Knecht stehend, ist ein wahres Kinder-Eldorado mit Affenkäfigen, einem Ententeich, einer Eselsequipage und allen denkbaren Spielgelegenheiten. Zudem liegt es direkt an der Aare; zur Sommerszeit wimmelt es gerade an dieser Stelle von Schwimmenden, die auf einem Flußsteig am linken Ufer aufwärts zu gehen pflegen, um dann abwärts zu schwimmen. — „Hui, in der Schweiz gibt's noch Wilde,“ riefen die Kinder fast einstimmig beim Anblick der kaum bekleideten, sonnegebräunten Gestalten. — „Schade, dass es in Bern *nur zwei Esel* gibt,“ meinte ein Bube, der lange warten musste, bis er zum „Eselritt“ an die Reihe kam. — Von zierlich gedeckten Kaffeetischen leuchteten Servietten mit Schweizerwappen und luden zu frohem Genusse; die in Butter gebackenen „Strübli“, diese Berner Spezialität, Apfelkuchen usw. wurden mit wahrem Enthusiasmus vertilgt. Jedes Kind erhielt nun ein umfangreiches Paket, zu dem nicht weniger als zehn Geschäftshäuser je eine Gabe beigesteuert hatten. Die kantonale Unterrichtsdirektion fügte überdies je eine Schweizerlieder-Sammlung bei. Eine zahlreiche Zuschauerschaft hatte sich eingefunden, um die Kinder spielen zu sehen; von ungenannten Privatpersonen wurden ihnen Lebkuchen-Bären, Karten, Schokolade, Waffeln usw. zugesteckt, so dass die armen Komiteedamen nicht aus der Sorge für die stark belasteten Kindermagen herauskamen. — Den Eindruck des Nachmittags fasste ein neunjähriger Kartenschreiber folgendermassen zusammen: „Liebe Eltern, in Bern ist es sehr schön; die Aare ist ein Weiher, darin schwimmen die Männer; die Frauen aber verteilen Kaffee und Kuchen.“

Sonntag vormittags fand eine schlichte Feier unter den prächtigen alten Bäumen des Schulhofes statt, an der Herr Pfarrer Marthaler eine zeitgemässe packende Ansprache an die Kinder hielt: der Nachmittag traf die junge Schar bei fröhlichem Spiel und Picknick im Bremgartenwald beim vielbesungenen, sagenumsponnenen Glasbrunnen. Mit der Schweizerfahne voran war man ausgezogen; die Buben aus Frankfurt, Düsseldorf und Elberfeld stritten sich um die Ehre, die Fahne tragen zu dürfen.

Am 14. August zogen die lieben Gäste weiter dem schönen Oberland und

ihrem eigentlichen Bestimmungsort „Hartlisberg“ zu, wo sie von Herrn Dr. Streit, Herrn Schuldirektor Schenk und einigen Mitgliedern des Damenkomitees installiert wurden. Da haben sie nun wohl schon glauben gelernt, dass die weissen und rosig schimmernden Zackenlinien und Spitzen am südlichen Himmel Berge und nicht Wolken bedeuten, wie sie fast alle meinten, als man ihnen in Bern die Alpenkette wies. Möge den lieben Ferienkindern die reine, freie Luft, die jetzt von den Schneegipfeln zu ihnen herüberweht, wohl bekommen, ihre blassen Wangen röten, ihre Kräfte steigern, ihren Sinn von den Kriegserlebnissen weg den Schönheiten und Freuden der angestammten Heimat zuwenden und die Liebe für dieselbe in ihre jungen empfänglichen Herzen pflanzen, damit sie, auch in die Ferne zurückgekehrt, doch echte Schweizerkinder bleiben. *J. Merz.*

Konserven.[1]

Eine ketzerische Plauderei von *Marie Steiger-Lenggenhager.*

Wie gut sich das fügte: eben wo mir der Arzt eine gehörige Obstkur verordnet hat, trifft die Einladung von meinen Freunden zu ein paar Sommerferienwochen bei ihnen ein. Sie wohnen ausserhalb der Stadt, mitten in einem Garten, der, wenn er auch nicht sehr gross ist, doch das beglückende Gefühl aufkommen lässt, dass man auf dem Lande lebt und auch ausserhalb der vier Wände bei sich sein kann. Obst und Beeren wurden mir schon oft gerühmt. Da würde ich also meine Medizin frisch an der Quelle holen können.

Nein, ehrlich: mehr noch als auf die goldenen Aprikosen freute ich mich auf die rotbackigen Kinder, freute ich mich auf das ganze sonnige Haus. Als ich dann aber den Garten betrat, konnte ich mir's doch nicht versagen, eine der glühenden Erdbeeren, die allzu unvorsichtig hervorguckte, zum Munde zu führen: „Ah! — Na Kinder, da lebt ihr wohl jetzt in Saus und Braus im Zeichen der Beeren?“ — Sie hatten's überhört. Nach dem Abendbrot — ich hatte mich zwar umsonst auf ein Tellerchen der Götterspeise gefreut; die Beeren waren wohl vom Nachmittagsregen her zu nass zum Pflücken — ging's in den Garten zur allabendlichen Inspektion. Reifezeit! Ist schon die Werdezeit eine köstliche für den Gartenbesitzer, wie viel mehr erst die des Seins, der Ernte; nicht umsonst bringen Maler und Dichter sie so gern zur künstlerischen Verklärung. Wir wandern an den Spalieren vorbei. Mir lacht das Herz im Leib ob dieser Fülle an Pfirsichen und Aprikosen — wirklich, ich denke nicht an den Genuss, aber ich kann nicht anders, ich sehe auf der weissgedeckten Tafel die schöne Schale, belegt mit Weinblättern und gefüllt mit diesen Wundern von Früchten, den goldig flaumigen, zarten, saftigen, süssen und doch kräftigen. Nur schon die Augenweide!

„Annchen!“ Mutter ruft's ihrer Ältesten, „hol doch bitte mal schnell einen Korb und lies die Aprikosen ab, sie sind leider schon etwas zu reif, ich hatte diese Tage nicht Zeit dafür; wir müssen sie Morgen schleunigst einkochen. Mit den Pfirsichen kann man noch warten, sie werden in vierzehn Tagen zum Sterilisieren gut sein.“ Und zu mir gewandt: „Ich sterilisiere nämlich jedes Jahr so und so viele Gläser Pfirsiche und so und so viele Gläser Aprikosen und Pflaumen;

[1] Wir bieten unsern Leserinnen diese frohmütige Betrachtung, weil sie manchen gesunden Gedanken enthält; damit soll der volkswirtschaftlichen Bedeutung, die dem Sterilisieren und Konservieren in gegenwärtiger Zeit doppelt zukommt, nicht Abbruch getan werden.

reicht die Ernte aus dem Garten, so bin ich froh, reicht's nicht, so kauft man noch was dazu, und ist die Ernte so gross, dass noch welche übrig bleiben, so werden sie gegessen, sie schmecken ja frisch auch herrlich. Aber das ist Prinzip bei mir: ehe nicht alle Gläser gefüllt sind, wird keine Beere und keine Frucht gegessen. Natürlich, wenn ich auf meinen Mann und die Kinder hören wollte, da könnte ich gleich aufs Einmachen verzichten; die wollen immer alles frisch essen. Aber man muss nicht allen Gelüsten nachgeben. Ich weiss schon, dass sie im Winter auch gern eine Schale Eingemachtes nehmen zum Reis oder den Mehlspeisen, und das kann ich sagen: damit sind wir dann gut versorgt den ganzen Winter durch und bis zum Frühling, ja eigentlich immer bis es wieder neue Früchte gibt. Ich kann zu jeder Zeit des Jahres Trauben, Kirschen, Erdbeeren aufstellen; sie halten sich, richtig sterilisiert, ja wundervoll. Jetzt haben wir Juni — warte, morgen Mittag sollst du Himbeeren haben vom vorigen Juli — ich sage dir, sie sehen aus wie frische. Siehst du, und so mache ich's auch mit den Gemüsen — das ganze Jahr hindurch kann ich grüne Bohnen auf den Tisch stellen, grüne Erbsen, Spargeln usw. Ich habe mich von den Jahreszeiten ganz unabhängig gemacht. Ist das nicht ein stolzes Gefühl für eine Hausfrau?"

Ich weiss es nicht. Ich denke nur daran, mit welch stolzem und glücklichem heimlichen Lächeln meine Mutter uns jeweilen im Juni das erste Bohnengericht, die ersten Karotten, die ersten Süsserbsen auf den Tisch stellte und mit welchem Jubel dieses Erstlingsgericht begrüsst, mit welcher Andacht es in kleinen Bissen — denn es fiel meistens noch etwas mager aus — verzehrt wurde. Ich dachte an das Fest, wenn Vater uns zur Überraschung die ersten Kirschen heimbrachte, an die Wonne, mit der wir sie im Mund zerdrückten, langsam, und wenn auch nicht, wie die Mahnung lautete: mit Verstand, so doch mit der Freude, mit der man einen seltenen Genuss würdigt. Und ich dachte an das Glück, wenn dann vierzehn Tage später die richtige „Kirschenzeit" kam, wo eines Tages draussen in der Küche ein grosser Korb voll der glänzenden schwarzen Dinger stand zum Gebrauch ad libitum, was wir nicht mit „à discrétion" zu übersetzen pflegten. Ein paar Tage lang durften wir uns dann satt essen dran, und dann wussten wir, jetzt ist Kirschenzeit. Und so ging's später mit den Zwetschgen und mit den Trauben, und dann war's wieder für ein Jahr vorbei. Aber komme nun was kommen mag: stürze ein, Himmel, öffne dich, Erde ... wir haben's doch einmal „gehabt". Und dann im Winter der urchige Äpfelgeruch aus dem Keller ...! Mir kam in den Sinn, wie ich einmal im Oktober von einer sterilisierwütigen Hausfrau zum Nachtisch mit wirklich wunderschönen, nur leider unsäglich faden eingekochten Birnen traktiert wurde, während der verlockendste Duft von frischen Früchten vom Büffet her das Zimmer erfüllte. — Arme Kinder, die unter dem ewigen Gespenst der Weckgläser aufwachsen und nach dem Rezept von Aschenbrödels Tauben: die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen, sich höchstens die wurmstichigen ungeratenen Exemplare zu Gemüte führen dürfen, während die ruchlose Frage in ihnen aufsteigt, wie's wäre, wenn — ja eben wenn ihre Mutter keinen Sterilisierapparat besässe.

Seien wir aufrichtig. Es ist eine schöne Sache um eine Schüssel eingemachten Obstes oder grüner Bohnen, wenn draussen die Schneeflocken wirbeln; es ist ein Gruss aus verflossenen oder von künftigen warmen Sommertagen, wie es eine schöne Sache ist um einen Strauss duftender Rosen zur Neujahrszeit. Aber es ist eine noch viel schönere Sache um einen Teller frischer Erdbeeren im Juni und um ein zartes Erstlingsgemüse zu seiner Zeit. Werden wir uns klar

darüber: die Erfindung des Sterilisierens von unsern Gartenerzeugnissen ist unstreitig ein technischer Fortschritt im Gebiete der Hauswirtschaft; er bedeutet wieder ein Stück Zivilisation, wieder ein Stück Herrschaft über die Natur — aber er bedeutet einen Rückschritt in der Kultur, eben darum, weil er uns von der Natur entfernt. Er bedeutet eine Erweiterung unserer materiellen Genüsse, aber eine Schmälerung unserer seelischen Genussfähigkeit. Oder was soll uns eigentlich der Frühling? Woher soll uns jenes unnennbare Glücksgefühl kommen, das die Völker aller Zeiten empfanden und die Dichter aller Völker ausdrückten: jene Sehnsucht nach dem Frühling? jener Drang, der unsere Vorahnen Freudenfeuer anzünden liess auf allen Höhen, wenn endlich, endlich Allmutter Sonne wieder länger weilte, wenn endlich wieder der Tag seine Übermacht zeigte, wenn es wieder licht wurde auf Erden und warm, dass man nicht mehr drinnen am flackernden Feuer sich mühsam ein helleres Flecklein, einen wärmeren Platz ergattern musste oder zu untätigem Sichhinstrecken verurteilt war? „Hell und warm“ — was wissen wir bei Zentralheizung und elektrischem Licht von jenen Zauberworten; es ist ja so selbstverständlich, dass es hell wird, wenn man den Knopf dreht und warm, wenn man die Heizung öffnet. Was bedarf's noch der Sonne? Und worüber freuten sie sich noch, die Alten? Dass es wieder grünte draussen und blühte? Nun ja, wir wollen nicht ungerecht sein, darauf freuen wir uns auch noch, vorläufig und eben auf die zarten Blättlein und Wurzeln, die nun wieder zu finden wären, darauf, dass nun wieder ein anderes Leben begänne, ein ganz anderes, eine neue Lebensweise, dass jeden Tag etwas anderes Halbvergessenes auf den Tisch käme, etwas aus jenem Märchenreich, das uns nun seit Monden entschwunden war und das nun mählich, mählich, so mählich wie die Sonne immer höher steigt am Mittag wieder in köstlicher Wirklichkeit ersteht. So kommen auch die lachenden Früchte, eine nach der andern, und eben jetzt, wo sie mit zunehmender Wärme uns auch zum dringenden Bedürfnis werden.

Machen wir uns klar, dass auch in diesen Dingen das Allzuviele nicht mehr vom Guten ist, das neuerdings geradezu sportmässig betriebene Konservieren der Früchte und Gemüse, bei dem oft eine förmliche Rekordhascherei unter den Hausfrauen herrscht, die uns freilich gestattet, winterlang in den Gaben des Sommers zu schwelgen, dass wir tatsächlich dem Tisch nicht mehr ansehen, in welcher Jahreszeit wir leben. Das ist eines der vielen kulturwidrigen Raffinements, unter denen wir Menschen des 20. Jahrhunderts leiden. Zugegeben: wir betrachten und geniessen auch im Winter nicht ohne Lustgefühl eine Schüssel eingemachter Kirschen (von der gesundheitlichen Überschätzung des sterilisierten Obstes ist man ja zum Glück abgekommen) und zugegeben, es ist für den Fall unerwarteten Besuches oder Sonntags als Extrabeilage, auch gelegentlich sonst einmal, für die Hausfrau praktisch und angenehm, immer etwas Fertiges bei der Hand zu haben, und es sei ferne von mir, einen solchen massvollen Gebrauch der Konserven zu bekritteln, oder einen Gebrauch, bei dem nur der *Überfluss* des Sommers für den Winter nutzbar gemacht werden soll; aber wir dürfen uns diesen Genuss nicht so zur Alltäglichkeit werden lassen, dass wir uns um den noch viel reinern und natürlicheren der frischen Produkte bringen; die Apfelhurden sollten nicht im Winter mit Einmachgläsern gefüllt sein, die Kinder nicht im Sommer ihren Appetit auf den Winter versparen müssen. Wir wollen uns doch nicht mit dem Grammophon begnügen, wo wir den Künstler selber hören können, sondern vom Sommer nehmen, was des Sommers ist und vom Winter, was des Winters ist.

Frauen, von denen man nicht spricht!

Von *R. M.*, Schaffhausen.

Wir finden sie in allen Ständen. Es sind Heldinnen in gewissem Sinne; aber sie tragen ihr Heldentum nicht zur Schau. Sie kämpfen und wirken in der Stille, und das eben hebt sie empor über so viele ihrer Mitschwestern, die so gerne mit ihrem Wirken prahlen, die sich durch ihre Arbeit berühmt oder als Märtyrerin bemitleidet wissen möchten.

Hausfrauenarbeit! Die wenigsten Männer können sie richtig einschätzen. Die täglich sich wiederholenden hundert Kleinigkeiten, an sich gering, schliessen sich aneinandergereiht zur Kette, die dem Hauswesen den Stempel der Ordnung und Behaglichkeit aufdrückt. Diese Kette fasst die kleinliche, ermüdende Frauenarbeit in sich, die nur dann bemerkt wird, wenn einmal ein Glied in der Kette fehlt.

Aber ich wollte von den Heldinnen der Frauenarbeit sprechen.

Neulich suchte ich meine Wäscherin auf, um sie für die nächste Wäsche zu bestellen. Sie hatte die Wohnung gewechselt, und ich fand sie noch inmitten der Unordnung des Umzugs, aufräumend und putzend. Mir fiel dabei das elende Aussehen der Frau auf und ich erkundigte mich nach dessen Ursache. — „Ja," erzählte sie mir dann, „es hätte mir schlecht gehen können. Ich kam spät von einer Wäsche nach Hause. Ich muss mich erkältet haben dabei. In der Nacht überfiel es mich mit Husten und Stechen in der Brust. Wir rufen den Arzt nicht gleich von wegen den Kosten; aber als es tagüber nicht besser werden wollte und die Hitze stieg, liessen wir ihn doch kommen. Er meinte, es wäre der Anfang einer Lungenentzündung; ich müsse nun liegen bleiben und dreimal täglich von der Medizin nehmen, die er mir verschrieb. Das tat ich; aber es wollte nicht besser werden, und da dachte ich eben, der Arzt hätte wohl nur zarte Stadtfrauen behandelt, ich könne wohl eine grössere Portion vertragen und trank die ganze Flasche auf einmal aus. Aber wie mir dann wurde nach etwa zwei Stunden, das vergess ich meiner Lebtag nicht. Es schüttelte mich im Bette hin und her, und ich soll so schaurig ausgesehen haben, dass die Frau, die neben uns wohnt und nach mir sehen wollte, voller Schrecken zum Arzt gelaufen sei. Als er kam, lag ich im Schweiss; er schalt mich tüchtig aus und sagte, dass ich mir den Tod hätte geben können, wenn ich nicht eine solche Rossnatur hätte. So wäre die Krise befördert und glücklich überstanden worden. Ich solle nun vernünftig sein und mich einige Tage ruhig im Bett verhalten. — Aber bleibe man ruhig liegen, wenn der Umzug vor der Türe steht, wenn die Kinder ordentlich zur Schule müssen und so viele Leute auf unsere Arbeit warten, und vor allem, wenn man nichts verdient, wo man doch den Verdienst so notwendig braucht? — Der Husten war ja noch da, aber sonst fühlte ich mich gesund. Als mein Mann auf der Arbeit war, stund ich auf und packte zusammen, was an kleinem Hausrat da war. Ich lud es auf den Kinderwagen. Meiner Schwester Kind, das mir die paar Tage beigestanden, half mir dabei, und so machte ich ein halb dutzendmal die kleine Strecke bis zur neuen Wohnung, die zum Glück nicht so weit entfernt war von der alten. Als mein Mann am Abend von der Arbeit kam, war der kleine Hausrat auf der Seite, und er konnte die paar grossen Stücke mit einem Nachbarn holen."

Ich konnte mich von meinem Entsetzen kaum erholen. „Aber Frau N.," sagte ich, „wie konnten Sie das tun, schwach und krank, wie Sie waren?" „O," meinte sie, „ich taumelte ja schon ein wenig, aber ich hielt mich um so

fester am Wagen, biss die Zähne zusammen und dann ging's. Man kann viel wenn man einen festen Willen hat."

Das sagte die Frau ganz einfach, ohne jegliche Selbstüberhebung, als ob der äusserste Aufwand von Energie die natürlichste Sache der Welt wäre. Ich sah die Frau von jener Stunde an mit andern Augen an. Das Törichte ihrer Handlungsweise, das ja nur dem Drange ihres grossen Pflichtgefühls entsprungen war, verlor den Beigeschmack des Komischen und löste in mir nur ein Gefühl aus, das Gefühl grösster Hochachtung.

Ich habe eine Nachbarin, eine einfache Frau aus dem Volke. Sie fiel mir auf durch ihr unermüdliches Arbeiten schon vor Jahren, lange bevor sie meine Nachbarin wurde. Wenn ich an einem heissen Sommertage in der Morgenfrühe das Fenster öffnete, dann arbeitete sie schon im Rebberg, der unsere Strasse begrenzt, und ihre Hacke bearbeitete in unermüdlichem Klirren den harten Boden. Am Morgen war sie die erste auf dem Platz, am Abend die letzte, die Feierabend machte. Kaum gönnte sie sich eine Mittagspause. So war denn das Stück Reben, das sie zur Arbeit in Pacht genommen, das erste gehackte im ganzen Rebgelände. Und schon suchte sie wieder neue Arbeit. Sie scheute keine, übernahm Wäschen, Putzereien. Sie verstand auch das Kochen und Servieren, und überall, wo man ihrer bedurfte, lobte man ihre Tüchtigkeit, ihr rasches und pünktliches Arbeiten. Damals hatte sie kleine Kinder, für die sie trotzdem noch Zeit fand, sie sauber zu halten und gewissenhaft zu besorgen. Eine Zeitlang verlor ich die Frau aus den Augen. Dann kam sie in unsere Nachbarschaft. Seit meiner ersten Bekanntschaft mit ihr war sie vorwärts gekommen. Der Mann ist ein fleissiger Arbeiter, und die Frau hat durch ihre rastlose Tätigkeit und kluges Haushalten die Einnahmen wesentlich unterstützt. Sie besitzen jetzt ein kleines Häuschen und dazu haben sie ein grosses Pflanzland gepachtet, das nun die heranwachsenden Kinder ebenso eifrig bearbeiten, wie ehedem die Mutter den Rebberg. Und was das schöne und darum sehr begehrte Gemüse an Erlös einbringt, das kommt in eine besondere Kasse, die dafür bestimmt ist, den Kindern zu einer einfachen Ausbildung zu verhelfen. Die Mutter selbst wascht und putzt nicht mehr für andere Leute. Ihre Tätigkeit hat ein edleres Arbeitsfeld gefunden. Sie gibt jetzt Zuschneidekurse! Von der Vielseitigkeit dieser Frau hatte ich keine Ahnung gehabt. Sie erklärte mir auf mein Befragen, dass sie das Nähen schon früher betrieben habe. Sie sei Arbeitslehrerin gewesen in ihrem Heimatdorf. Gewaschen und geputzt habe sie später, weil sie zur Ausübung ihres Berufes nur insoweit Gelegenheit gefunden habe, um den Kindern die Kleider anzufertigen. „Arbeit ist keine Schande," schloss sie, „welcher Art sie auch sei. Wenn man nur seine Pflicht tut und vorwärtskommt!" — Sie stellt auch hier ihren Mann, diese prächtige einfache Frau! Man lerne etwas bei ihr, behaupten die Frauen und Mädchen, die sie in die Geheimnisse der Zuschneidekunst einweiht. Und das begreife ich; denn sie ist ebenso energisch als tüchtig und arbeitsam. Und bei der Anfertigung der Militärblusen im ersten Kriegsjahr hat sie uns wertvolle Dienste geleistet.

Ich machte jüngst einen Aufenthalt im Kanton Thurgau. Während eines Spazierganges wurde ich von einem heftigen Gewitterregen überrascht, der mir das Weitergehen unmöglich machte. Ich trat, um Schutz bittend, in ein Häuschen. Aus dem Innern desselben ertönte ein ohrenbetäubender Lärm. Eine Frau trat mir entgegen und gewährte mir freundlich Unterkunft in der Stube. Der nicht sehr grosse Raum beherbergte eine um so grössere Kinderschar. Ihrer acht Kinder

waren es in allen Altersstufen. Am Fenster waren zwei Sitzplätze hergerichtet. Klöppelkissen waren dort. An dem einen arbeitete emsig ein etwa 13jähriges Mädchen. Die Spulen flogen hin und her; kaum beachtete das Kind den neu eingetretenen Gast. Den andern Platz hatte die Mutter eben verlassen, um mir zu öffnen. Ein achtjähriges Mädchen schälte Kartoffeln zum Abendbrot, ein jüngeres Kind gab seinem Brüderchen mit mütterlicher Sorgfalt die Flasche. Auf dem Fussboden spielten zwei kleine Knaben, und eben trat der älteste ein, der im Stall dem Vater beim Melken geholfen hatte. Aber immer noch erscholl der schreckliche Lärm, der mich beim Eintritt empfangen hatte. Er drang aus einem Winkel der Stube. Und als ich genauer hinsah, bot sich mir ein jammervoller Anblick. Dort sass in einem Kinderstühlchen ein schwächliches, zwerghaftes Geschöpf. Der unförmlich grosse Kopf wackelte auf den schmalen Schultern und die Augen stierten mit blödem Ausdruck nach mir hin. Die magern Ärmchen aber schwangen einen Bengel, den es unaufhörlich auf einen blechernen Topf fallen liess. „Ist das auch Euer Kind?“ entfuhr mir die Frage. Die Frau bejahte. „Es ist unser Liseli, neun Jahre alt gewesen im Sommer. Es ist ein gutes, wenn es auch nicht ganz recht ist,“ sagte sie wie zur Entschuldigung. „Aber es gibt Euch wohl viel Arbeit neben den andern?“ erkundigte ich mich. „Könnt Ihr's nicht in einer Anstalt versorgen?“ Dafür brächten sie die Mittel nicht auf, meinte sie, und auf meine Frage, ob die Gemeinde da nichts tun könne, belehrte sie mich, dass sie nicht, was man heisse, arm und daher nicht unterstützungsbedürftig seien. Sie hätten ihr Gütchen zu teuer gekauft, seien eben hineingeleimt worden und nun müsse sie halt „werchen“, um nicht rückwärts zu kommen; deshalb suche sie mit den Kindern durch Klöppeln (das Klöppeln ist in Steckborn und Umgebung Hausindustrie) noch etwas Bargeld zu verdienen. „Aber,“ meinte ich: „Könnt Ihr's denn aushalten in dem Lärm, wollt Ihr nicht wenigstens dem Liseli den Bengel wegnehmen?“ Da meinte die Frau: „Ach, das ist ja das Einzige, an dem das arme Würmchen Freude hat. Da muss ich mich doch wohl drein schicken; es kann ja nichts dafür, dass es so ist; es ist mir gerade so lieb wie die andern, und ich möchte gar nicht, dass man mir's wegnähme!“

Noch von vielen Frauen könnte ich erzählen: von einer Lehrersfrau z. B., die ich in Geschäften aufsuchen musste. Ich wusste, dass sie neben fünf eigenen Kindern, von denen das jüngste noch in den Windeln lag, noch einen Pensionär hatte, und das Hauswesen trotzdem ohne jegliche Hilfe besorgte. Ich erwartete ein „Drunter und drüber“, eine primitive Lebensweise, vernachlässigte Küche, nachlässig gekleidete Kinder, und fand von allem das Gegenteil. Schon die Reinlichkeit der Treppe liess auf den Geist dieses Hauswesens schliessen. Die Zimmer glänzten von Sauberkeit, die hübschen, gut unterhaltenen Möbel zeigten kein Stäubchen, überall herrschte peinlichste Ordnung, und die angenehmen Düfte, die der saubern Küche entströmten, verrieten die Sorgfalt, die auch dort angewendet wurde. Freilich, das wurde mir bei meinem Besuche klar, wurden auch die Kinder tüchtig zur Arbeit angehalten. Die Mädchen mussten sich zwischen den Schularbeiten in der Küche nützlich machen; einen Knaben fand ich mit Schuhputzen beschäftigt. Und die Mutter, die mich mit dem Säugling im Arm empfing: sie ist eine gebildete Frau, eine frühere Lehrerin. Auf ihrem Antlitz allerdings sah ich feine Linien eingegraben, Linien, die das stille Gesicht in meinen Augen verschönten; denn sie sprachen von Arbeit und Entsagen, von Tapferkeit und Geduld.

Aber auch in den obern Ständen finden wir manch stille Heldin. Oder wer hätte nicht schon Frauen gekannt, die einen Leidensweg gehen mit lächelnder Miene, die aus gesellschaftlichen oder andern Verpflichtungen schweigend ein Kreuz tragen, von dem die Welt nichts wissen darf, und doch mutig auf ihrem Posten stehen müssen, beneidet oftmals von solchen, die nicht verstehen können, dass irdische Güter nicht allein glücklich machen.

Und wie viel stilles Heldentum zeitigt der schreckliche Krieg! Nicht zu reden von den Tausenden unserer unglücklichen Schwestern in den Nachbarstaaten, die Gatten und Söhne opfern müssen und ihr Leid in der Stille tragen. Aber es gibt auch in unserm glücklichern Vaterland Frauen genug, deren Ernährer monatelang an der Grenze steht, die sich scheuen, um Unterstützung an den Staat zu gelangen, und die in der Stille an Arbeit und Entbehrung oft Unglaubliches leisten. Solche Frauen kennt niemand, man spricht ja nicht von ihnen. Aber wenn man zufällig einen Einblick tun kann in solch einen Haushalt, wo die Frau wie der tapferste Soldat auf ihrem Posten steht, nur ihrer Pflicht lebt und bei aller Entsagung auf des Lebens heitere Seiten doch zufrieden bleibt, dann dämmert in uns eine Ahnung auf von der Seelengrösse solch einfacher Kämpferinnen.

Es gibt viele Frauen, die das Leben geniessen wollen, eitlem Tand nachjagen, gewissenlose Mütter, pflichtvergessene Hausfrauen oder solche, die sich in den Dienst der Gemeinnützigkeit stellen, um sich berühmt zu machen, während sie zu Hause ihre nächsten Pflichten versäumen; aber es gibt gottlob in unserm Schweizerland noch viele jener tüchtigen Frauen, *von denen man nicht spricht.*

Vom Büchertisch.

Schriften der Union für Frauenbestrebungen St. Gallen. Doppelhefte 1/2 und 3/4. Preis für jedes Heft Fr. 1. 60. Verlag von W. Schneider, St. Gallen.

Die Union für Frauenbestrebungen St. Gallen lässt die von ihr im letzten Winter veranstalteten Vorträge im Drucke erscheinen, um die durchwegs wertvollen Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Das Doppelheft 1/2 bringt Vorträge von Herrn und Frau Dr. Imboden. In ihrem Aufsatze „Aus der Praxis der Kleinkindererziehung“ führt Frau Imboden in die Kleinkinderstube hinein und gibt grosszügige Richtlinien für das schon beim Säugling beginnende Erziehungswerk. Unter dem Titel „Das Werden der Persönlichkeit im Kinde“ berührt Dr. Imboden unter anderm auch das moderne Problem der Pfadfinder- und Wandervogelbewegung. Recht viele Eltern stehen demselben noch skeptisch gegenüber und werden daher dankbar eine ernsthafte Besprechung und Beleuchtung begrüssen. — Besonders anregend zeigt sich das Doppelheft 3/4, das neben einem aus reicher Lehrerinnenerfahrung herausgeschriebenen Aufsatz von *Laura Wohnlich:* „Geh' fleissig um mit deinen Kindern“ eine originelle Studie von Frau Dück-Tobler: „Entwicklungswege der Frau“ enthält. Frau Dück ist mehr Praktikerin als Theoretikerin der Frauenbewegung. Zu den zeitgemässen Fragen wie: „Die Frau im Berufe“, „Die erwerbstätige Frau“, „Die Frau im öffentlichen Leben“ nimmt sie eine selbständige, in gewissem Sinne vermittelnde Stellung ein. In Frauenkreisen wird man gerade dieser Arbeit lebhafte Anteilnahme entgegenbringen.

J. Mz.

Fachlehrerin gesucht!

An der Frauenarbeitsschule

am kantonalen Gewerbemuseum in *Aarau* ist die Stelle einer

Hauptlehrerin für das Lehratelier der Damenschneiderei

auf 1. September 1916 neu zu besetzen. (Zag. A. 247)

Auskunft und Anmeldung bei der Direktion. 158

Gebr. Ackermann, Tuchfabrikation, Entlebuch

Man achte genau auf diese Adresse 105

senden auf Verlangen bereitwilligst Muster von schönen ganz- und halbwollenen Stoffen für solide Frauen- und Männerkleider.

Bei Einsendung von Wollsachen

billige Fabrikationspreise

‚Dodo' Zitronen- u. Orangensaftzucker

(ges. geschützt) *gibt in Wasser gelöst eine*

erfrischende, naturreine Limonade

Unentbehrlich für Familie, Reise, Sport, Militär.

Überall erhältlich oder durch die Alleinfabrikanten **Gebr. Leuenberger, Bern**

JH 3059 B 156

H 336 Z 146

Schutzmarke

Helvetia-Backpulver

lässt das Gebäck prachtvoll aufgehen, macht es leichtverdaulich und verfeinert dessen Wohlgeschmack.

Prakt. Rezepte gratis.

Erste Schweizerische Backpulver-Fabrik

A. Sennhauser

Zürich

Trautes Heim

findet alleinstehendes Fräulein oder jüngere Dame bei ebenfalls alleinstehender Dame, zu annehmbarem Preise. — Lage Zürichberg. 162

Offerten befördert die Expedition des Blattes unter Nr. 211.

Versende 163

an jede Dame meine sehr beliebten

Monatsbinden

aus weichstem Material, per Dtzd. à Fr. 7.50, ein gutsitzender, weicher Gurt à Fr. 1.—, unter Nachnahme. **Frau Affolter, Erlen, Thurg.**

Rechtschreibebüchlein

für

schweizerische Volksschulen

Herausgegeben von

Carl Führer, Lehrer in St. Gallen

1. Auflage innert 2 Wochen vergriffen!

I. Heft: Unterstufe, 2.—4. Schuljahr, Einzelpreis 30 Cts.

II. Heft, Oberstufe, 5.—9. Schuljahr, Einzelpreis 45 Cts.

Partienweise billiger.

Verlag der Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.

Drucksachen

für den Geschäfts- und Privatverkehr liefert in kürzester Frist und sauberer :-: Ausführung :-:

-- Buchdruckerei --

Büchler & Co., Bern

Abonnemente auf das ‚Zentralblatt' nimmt entgegen die **Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.**

Dr. Krayenbühls **Nervenheilanstalt** „Friedheim“

Zihlschlacht (Schweiz), Eisenbahnstation **Amriswil,** für

Nerven- und Gemütskranke, Entwöhnungskuren

(Alkohol, Morphium, Kokain usw.) Gegr. 1891. Sorgfältige Pflege

Hausarzt: **Dr. Wannier.** Chefarzt: **Dr. Krayenbühl.**

Körperlich und geistig Zurückgebliebene

finden in der sehr gesund gelegenen 154

Privat-Erziehungsanstalt Friedheim

in **Weinfelden,** Schweiz (gegründet 1892), **fachgemässe, sorgfältige Behandlung** nach den neuesten Grundsätzen der **Heilpädagogik.** Vielseitige praktische Ausbildung. Gartenbau. Prospekte durch den Vorsteher **E. Hasenfratz.**

Bünd. Koch- und Haushaltungsschule

und Frauenarbeitsschule

327 Loestrasse **Chur** Loestrasse 327

Am 18. September 1916 beginnen: 1 Jahreskurs, 1 sechsmonatlicher Haushaltungskurs, 1 sechsmonatlicher Kurs in Weiss- und Kleidernähen. 161

Prospekte sind gratis zu erhalten durch die **Vorsteherin.**

Privat-Frauenklinik Sursee Kt. Luzern

werden stets Frauen zur Entbindung aufgenommen. Sorgfältige Pflege.

Prospekte zu Diensten.

155 **Dr. med. Anna Bucher.**

Flasche Fr. 4. 1/2 Fl. Fr. 2. 1/4 Fl. Fr. 1.25.

Denket daran, Schweizerfabrikate zu kaufen!

Elixir Dentifrice **DENTINOL**

Unvergleichlich bestes, allen andern überlegenes Präparat. Von köstlichem Wohlgeschmack, erhält es Zähne und Mund gesund und schön, verleiht dem Atem eine herrliche Frische. Durch seine Eigenschaft, in die Schleimhäute des Mundes einzudringen, wirkt es noch stundenlang nach Gebrauch antiseptisch und bazillentötend.

Zu haben in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien, Warenhäusern. En gros

139 **E. Kälberer, Genf.**

Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften
Ihres Platzes überall ausdrücklich

SEETHALER

Confitüren und Conserven

um sicher zu sein, das Beste zu erhalten. — 28

Schweizerische Landesausstellung in Bern

Grosser Ausstellungspreis

(Höchste Auszeichnung)

Redaktion: Julie Merz, Bern. — Verlag: Schweizer. Gemeinnütziger Frauenverein.
Druck und Expedition: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern